Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

Im Auftrag der Kommission
für Mundart- und Namenforschung Westfalens

herausgegeben von
MARKUS DENKLER und JÜRGEN MACHA

Band 49
2009

Aschendorff
Verlag

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur des Germanistischen Instituts der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadressen:

Prof. Dr. JÜRGEN MACHA, Germanistisches Institut,
Hindenburgplatz 34, 48143 Münster, E-Mail: macha@uni-muenster.de

Dr. MARKUS DENKLER, Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster, E-Mail: markus.denkler@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

© 2009 Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Herstellung: Druckverlag Kettler GmbH, Bönen

ISSN 0078-0545

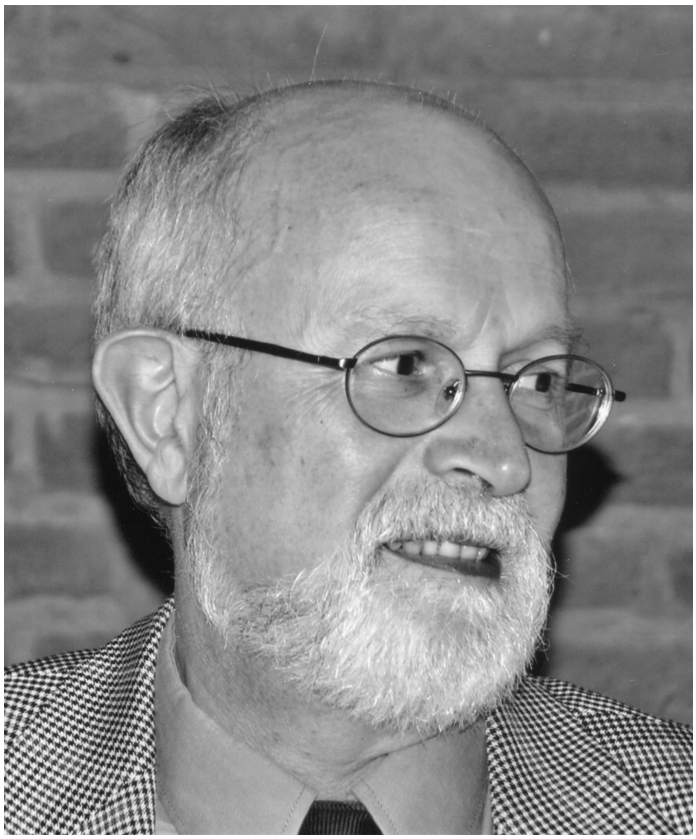
Von *vrenden*, *vrinden* und *vründen*

Festgabe für Hermann Niebaum

zum 65. Geburtstag

herausgegeben von

MARKUS DENKLER und JÜRGEN MACHA



Inhalt des 49. Bandes (2009)

Vorwort 7

Sprachgeschichte

Christian FISCHER: Zur Geschichte der Vergleichspartikeln im Deutschen 9

Jürgen MACHA: Landeigene und landfremde Sprachvarietäten in Berliner Lokalpossen der Biedermeierzeit 17

Agnete NESSE: Die Geschichte der Stadtmundart in Bergen (Norwegen) mit besonderem Augenmerk auf den Kontakt mit dem Mittelniederdeutschen 31

Robert PETERS: West- oder ostfälisch? Zur Schreibsprache des Klosters Möllenbeck bei Rinteln 41

Dialektologie

Werner ABRAHAM: Dialektsyntax als gesprochene Syntax – im Besonderen in den Sprachinseldialekten. Was Sprachinseldialekte über Sprachuniversalien und über Wandel unter Sprachkontakt (nicht) verraten 57

Amand BERTELOOT: Drei Jahrzehnte Mundartforschung im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet 77

Markus DENKLER: Zur Konkomitanz des Umlauts beim -*er*-Plural in den westfälischen Dialekten 91

Jan GOOSSENS: Der Tonakzent in den südniederfränkischen Langvokalen von *daa²g* ‘Tag’, *wee²g* ‘Weg’, *hoo²f* ‘Hof’, *laa²m* ‘lahm’, *hoo²l* ‘hohl’ usw. 103

Tom F. H. SMITS: Sprachdynamik an der niederländisch-deutschen Staatsgrenze. Die Konsolidierung der Staatsgrenze als Dialektgrenze . 113

Jan WIRRER: Sprachvergesser 135

Lexikologie/Lexikografie

Nils ÅRHAMMAR: Die niederdeutschen und niederländischen Bezeichnungen für den zentralen sprach- und kulturmittelnden Begriff ‘übersetzen’. Eine wortgeschichtliche Teilstudie 149

Jan B. BERNS: Was im Wörterbuch fehlt: dt. *Hufkunde* / nl. *hoefkunde* . . . 175
Robert DAMME: Historische Wortgeografie mit dem ›Vocabularius Theutonicus‹ 181
Reinhard GOLTZ: *inslex* – Die Wortliste zu den plattdeutschen Nachrichten als Beispiel für praxisorientierte Online-Lexikografie . . . 195

Namenkunde

Rudolf EBELING: Sein Name sei *Ganzenbloem*. Koloniales Erbgut im niederländischen Familiennameninventar 211
Ludger KREMER: Doppelvornamen / Mehrnamigkeit. Beobachtungen zur historischen Vornamengeografie im westfälisch-ostniederländischen Raum 221
Gunter MÜLLER: *Suthrem/Sustrum* – Ein merkwürdiger Lautwandel in toponymischem Kontext 235
Hans TAUBKEN: *Johannimloh – Paulfeuerborn – Ottovordemgentschenfelde*. Zu einem Familiennamentypus im Rietberger Land 241

Literaturwissenschaft

Jurjen VAN DER KOOI: ‚Geschichten aus meinem Dorf'. Kalendergeschichten in Groninger Mundart, 1850–1900 257
Gesine MIERKE: Christliche Rhetorik im altsächsischen *Heliand* 273
Ulrich SCHEUERMANN: Nau ens: Klöntrup. Dütmaul: Dree platdütske Gedichte 283

*

Veröffentlichungen von Hermann Niebaum 301

Vorwort

Es ist wohl nicht übertrieben zu behaupten: Nahezu allen Studierenden der deutschen Dialektologie ist der Name Hermann Niebaum ein Begriff. Sein zuerst 1983 als Germanistisches Arbeitsheft erschienenes Buch „Dialektologie“, das in der Zwischenzeit (zusammen mit Jürgen Macha) zweimal neubearbeitet wurde und das seit 2006 unter dem Titel „Einführung in die Dialektologie des Deutschen“ greifbar ist, stellt mittlerweile, wenn grundlegende Fragen des Zusammenhangs von Sprachgebrauch und Regionalität behandelt werden, ein Standardlehrwerk der sprachwissenschaftlichen Ausbildung dar.

Hermann Niebaum entstammt einer bodenständigen westfälischen Familie. Sein ursprüngliches und nicht zuletzt durch die autochthone Sprachkompetenz nahegelegtes Betätigungsfeld war das der westfälischen Dialektologie, die er gewissermaßen von der Pike auf gelernt hat. Zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn war er ab 1972 wissenschaftlicher Angestellter und dann ab 1974 wissenschaftlicher Referent am Westfälischen Wörterbuch. Bei diesem groß angelegten Dokumentationsvorhaben regionaler Sprache verdiente sich Hermann Niebaum seine ersten Sporen, indem er eine Fülle von Wortartikeln in fünf Lieferungen des ersten Bandes verfasst hat, es handelt sich dabei im Einzelnen um die Artikelstrecken *Armō*^{l}*deswe*^{a}*rk – Awwis*, *Bāre II – -bauts*, *bī – Bixterhausen* und *Blī – Blutskenklöpper*.

Es ist bemerkenswert und für die Arbeitseinstellung des Jubilars bezeichnend, dass er sich entschlossen hat, nach seiner Pensionierung die noch fehlenden Lieferungen des ersten Bandes des Wörterbuchs fertigzustellen.

Bereits dies könnte der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens Anlass genug sein, den verdienten Mundartforscher und Sprachwissenschaftler in besonderer Weise zu ehren. Es kommen allerdings noch weitere Gründe hinzu. Seit 34 Jahren zählt Hermann Niebaum zu den Mitgliedern der Kommission und arbeitet als stets präsentes und aktives Mitglied in deren Vorstand mit. Die konstante Beschäftigung mit der ‚res westphalica‘ ist und bleibt also ein Herzensanliegen des Jubilars. Es gibt freilich noch eine zweite Seite im Leben des Hermann Niebaum: Seit 1984 bekleidet er die Stelle eines Professors für „Duitse Taalkunde en Nedersaksische Taal- en Letterkunde“ an der Rijksuniversiteit Groningen, mit der sich ein weiterer Betätigungsmittelpunkt – die niedersächsischen Dialekte im Nordosten der Niederlande und die Sprachgeschichte der Stadt Groningen – verbindet. Eine Fülle von Publikationen (man vergleiche das Verzeichnis am Ende dieser Festgabe) gibt darüber Aufschluss, in welch hohem Maße Hermann Niebaum auch das Wissen über dialektologische und sprachgeschichtliche Fragestellungen dieses Raumes erweitert hat. Ein räumlich übergreifend orientiertes Wissenschaftsdenken war ange-

sichts der beruflichen Verpflichtungen und persönlichen Neigungen ein notwendiger Bestandteil seiner kognitiven Ausrüstung.

Hermann Niebaum, der seit vielen Jahren eine ‚lebendige Brücke' zwischen unterschiedlichen Sprach- und Kulturregionen darstellt und der mit seinem irenischen und freundlichen Wesen einen großen Beitrag zur gedeihlichen Wissenschaftskooperation geleistet hat, sei der 49. Band der Zeitschrift „Niederdeutsches Wort" als Festgabe zum 65. Geburtstag am 26. Januar 2010 gewidmet.

Eine Festgabe wird auch ‚liber amicorum' genannt; und auch die Beiträge des vorliegenden Bandes stammen von *vrenden*, *vrinden* und *vründen*. Die drei mittelniederdeutschen bzw. mittelniederländischen Varianten für 'Freund' stehen für den niederländischen (*vrint*), den niederdeutschen (*vrünt*) und den westfälischen (*vrent*) Raum, mithin also für die Forschungsareale von Hermann Niebaum.

Die 21 in dieser Festgabe versammelten Beiträge spiegeln das weitgespannte Arbeitsfeld des Jubilars wider, wobei verständlicherweise das ‚Niedersächsische' diesseits der Grenze, hier vor allem das Westfälische, im Zentrum steht. Mit dialektologischen Themen befassen sich die Beiträge von Werner Abraham, Amand Berteloot, Markus Denkler, Jan Goossens, Tom F. H. Smits und Jan Wirrer; um Sprachgeschichtliches geht es in den Aufsätzen von Christian Fischer, Jürgen Macha, Agnete Nesse und Robert Peters; dem Bereich Lexikologie/Lexikografie sind die Arbeiten von Nils Århammar, Jan Berns, Robert Damme und Reinhard Goltz zuzuordnen. Das breite Spektrum dieser Ausgabe des Niederdeutschen Wortes runden die Beiträge zur Namenkunde von Rudolf Ebeling, Ludger Kremer, Gunter Müller und Hans Taubken sowie zur Literaturwissenschaft von Jurjen van der Kooi, Gesine Mierke und Ulrich Scheuermann ab.

Münster, im November 2009

Markus Denkler
Jürgen Macha

Jürgen Macha, Münster

Landeigene und landfremde Sprachvarietäten in Berliner Lokalpossen der Biedermeierzeit[1]

1. Redewiedergabe und Figurenrede in der Literatur: Ein Arbeitsfeld für die Sprachgeschichtsforschung?

‚Redewiedergabe' und ‚Figurenrede' in epischer wie in dramatischer fiktionaler Literatur sind stets konzeptionell mündliche, dabei aber in medialer Hinsicht schriftliche Vergegenwärtigungen von Oralität. Das lässt sich auch einfacher formulieren: Autoren und Autorinnen vergangener Zeiten haben aus der Kenntnis der zeitgenössischen Sprechsprachlichkeit deren typische Züge in ihren Werken mehr oder weniger realistisch abgebildet und auf dem Papier zur Darstellung gebracht. Akzeptiert man diesen Grundgedanken, so lässt sich folgern, dass damit Spracherkenntnisquellen[2] entstanden sind, die einer soziopragmatischen Sprachgeschichtsforschung die Möglichkeit eröffnen, Kenntnisse sowohl über Aspekte des Sprachsystems als auch über Sprachgebrauch und Sprachbewertungen vergangener Zeiten zu erlangen. Es sollte allerdings vor übertriebenen Hoffnungen gewarnt sein: Im Hinblick auf historische Sprechsprachlichkeit kommt man aus methodologischen Gründen recht schnell an seine Grenzen. So ist prinzipiell einzuräumen, dass ‚authentische Oralität' in der modellierten Figurenrede nicht greifbar ist. Zum einen ist da der bereits oben angedeutete ‚mediale Vorbehalt': Die Kluft zwischen gesprochener Form und deren Verschriftlichung ist nicht überbrückbar. Schon von daher kann es keinen authentischen Dialekt im Kunstwerk geben, wohl allerdings einen mehr oder weniger ‚richtigen'. Weiterhin gibt es den ‚poetischen Vorbehalt': Alle künstlerische Mimesis im Rahmen von Wortkunstwerken bedeutet zugleich auch Poiesis in dem Sinne, dass die Modellierung der Figurenrede nach kompositorischen Grundsätzen geschieht und einer werkimmanenten Konstruktionslogik folgt. Die Selbstreferentialität ist vorrangig, sie dominiert den Bezug auf eine außerliterarische, z. B. sprechsprachliche Realität und kann diese Wirklichkeit gegebenenfalls

---

1 Es handelt sich hier um die erweiterte Fassung eines Vortrags, der am 8. November 2008 anlässlich der Tagung „Niederdeutsche Sprache und Literatur Westfalens im 19. Jahrhundert" der Augustin Wibbelt-Gesellschaft in Münster gehalten wurde. Frau Dr. Ulrike Brandt-Schwarze (vgl. Anm. 8 und öfter) danke ich herzlich für ihre gegen 1990 geäußerten freundlichen Hinweise zum sprachsymptomatischen Reiz der Voß'schen Theaterstücke und für ihre Texthilfestellung. Manche wissenschaftlichen Intentionen und Ideen brauchen offenbar bis zu zwanzig Jahren, ehe sie endlich umgesetzt werden.

2 Vgl. zur Definition des Begriffs und seiner Herleitung MACHA (2001, 473f.).

konterkarieren.[3] Nach dem Gesagten muss man im Hinblick auf eine Auswertung fiktionaler Figurenrede dennoch keineswegs verzweifeln. Ich glaube vielmehr, dass man sich deren Informationsgehalt für die Sprachgeschichtsforschung durchaus zunutze machen kann. Es stimmt wohl, dass Figurenrede als modellierte Sprachwirklichkeit Originalsprachdaten niemals ersetzen kann. Wo jedoch keine Originalsprachdaten vorhanden sind, vermag sie aufschlussreiche Einblicke in vergangene Sprachwelten zu eröffnen.

2. Einschlägige Vorgänger-Studien zum 19. Jahrhundert

Im Folgenden werden die allgemeinen Überlegungen konkretisiert, indem mit dem 19. Jahrhundert ein sprachhistorischer Zeitraum in den Mittelpunkt rückt, über den wir in Bezug auf die Schriftsprache zwar recht gut informiert sind,[4] der jedoch hinsichtlich der Verwendung verschiedener Sprachvarietäten in der gesprochenen Sprache des Alltags in vielem noch terra incognita ist. Zur Frage der Sprachverhältnisse im Deutschland des 19. Jahrhunderts liest man als verbreitetes Handbuchwissen: Es „... wird jetzt auch schon nach der Schrift gesprochen, aber als Signum dieser Phase gilt für die breite Volksmasse doch eher die Kluft zwischen Schrift- und Alltagssprache, Schriftsprache hat noch ‚Überbau-Charakter'" (BESCH 1983, 982). Das wird in der Regel wohl so zutreffen, doch wie das mündliche Sprachleben in den einzelnen deutschen Provinzen, differenziert nach Stadt und Land, nach sozialer Formation und anderen Aspekten, ausgesehen hat, bleibt zu eruieren: Wie hat sich die Dynamik des seinerzeitigen Sprachgebrauchswandels im Einzelnen ausgewirkt? Welche Antworten finden sich in den verschiedenen Regionen des deutschen Sprachraums auf die auch für den Sprachhistoriker wichtige, soziopragmatisch und dialektologisch zu stellende Frage: „Wer spricht mit wem wann worüber welche Sprache/Varietät?" (SCHLIEBEN-LANGE 1983, 123) Für die Mitte und den Norden Deutschlands gibt es mittlerweile eine gute Handvoll Studien, die sich der Redewiedergabe bzw. der Figurenrede in narrativer Literatur gewidmet haben. Wohlgemerkt, ‚in narrativer Literatur', also mit Hilfe der Analyse belletristischer Prosa vor allem aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und aus dem beginnenden 20. Jahrhundert. Ludger KREMER hat 1988 mit seinen Untersuchungen zu Augustin Wibbelt einen Anfang gemacht, indem er ausgehend von Wibbelts Roman ‚Schulte Witte' die Sprachgebrauchsverhältnisse im Münsterländischen zu rekonstruieren unternahm. Dabei ging es sowohl um den Stadt-Land-Gegensatz als auch um sprachgebrauchsrelevante Unterschiede, die mit der Sozialschicht, partiell auch mit Generations- bzw. Genderzugehörigkeit in Zusammenhang zu bringen sind. Als resümierendes Fazit seiner Untersuchung hält KREMER fest:

---

3 Vgl. zu den Möglichkeiten und Grenzen einer Auswertung von Figurenrede die Überlegungen in MACHA (2004); dazu auch MACHA (2000).

4 Man denke aber auch an die neuen Gewichtungen, die Stephan ELSPAß mit seiner ‚Sprachgeschichte von unten' ins Spiel gebracht hat. Vgl. ELSPAß (2005, 467–470).

> Um die Jahrhundertwende spricht man also im ländlichen Münsterlande noch allenthalben Platt mit Ausnahme der dünnen adeligen Oberschicht und einiger großbäuerlicher Familien, die dem Vorbild des Adels und der Stadtbewohner folgen. Der Stadt Münster kommt dabei wohl die wichtigste Neuerungsfunktion zu. Dort sind es insbesondere die Zuwanderer aus nichtwestfälischen Gebieten, das Bildungsbürgertum und soziale Aufsteiger, die ausschließlich Hochdeutsch oder wenigstens eine als solche intendierte Umgangssprache westfälischer Prägung, d. h. mit mehr oder weniger starker nd. Interferenz verwenden. Der alteingesessene Mittelstand hat sich dem Sprachwechsel erst partiell angeschlossen, hier gibt es noch selbstbewußtes Festhalten am Plattdeutschen. Die Unterschicht scheint noch weitgehend dialektsprachig zu sein mit Ausnahme bestimmter Dienstleistungsberufe, die dauernden Kontakt zur hochdeutschorientierten Mittel- und Oberschicht haben. (KREMER 1988, 54)

Bei eigenen Analysen zur Figurenrede in Clara Ratzkas Gründerzeit-Roman ‚Familie Brake' konnte ich ähnliche Charakteristika entdecken, wie sie von Kremer konstatiert wurden. Erwähnenswert ist allerdings darüber hinaus, dass die Befunde außer einer soziolinguistischen Deutung auch in pragmalinguistischer Hinsicht interessante Schlüsse erlauben. Intersituative und intrasituative Varietätenwechsel bei den Protagonisten dieser belletristischen Sittenerzählung lassen erkennen, dass die kommunikationsbezogene Mischung von Platt und Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat (vgl. MACHA 2004). In noch weit stärkerem Maße zeigt sich dies bei der Untersuchung von Romanwerken der moselfränkischen Autorin Clara Viebig (vgl. MACHA 2000). Vor allem ihre Eifel-Erzählungen bieten ein zeitgenössisches Sprachpanorama, das durch vielfältige Formen des Varietätennebeneinanders, aber auch des Durcheinanders und der Hybridisierung gekennzeichnet ist. Vermutlich zeigen sich in diesem Punkt Reflexe einer spezifischen Dialekt-Standard-Konstellation des westmitteldeutschen Areals. Für die besondere norddeutsch-niederdeutsche Sprachthematik sind die Beobachtungen von Bedeutung, die Christian FISCHER an Fritz Lenings märkisch-brandenburgischem Roman ‚Dree Wiehnachten' gemacht hat (vgl. FISCHER 2006). FISCHER nutzt die Figurenrede dieses sprachlich rückprojizierenden voluminösen Werks von 1885 zu einer ‚Rekonstruktion des örtlichen Sprachverwendungs- und Sprachwertsystems', wie es sich zur Mitte des 19. Jahrhunderts dargeboten hat, und kommt zu der Schlussfolgerung:

> Es ist deutlich zu sehen, dass das Hochdeutsche im Alltag der havelländischen Dorfbewohner praktisch keine Rolle spielt, dass aber zumindest einige über eine passive hochdeutsche Sprachkompetenz verfügen. In der nahen Provinzstadt allerdings hat der Sprachwechsel bereits stattgefunden, denn hier lernt die junge Generation der nativen Platt-Sprecher vom Land das Hochdeutsche – und sie verwendet es auch ... (FISCHER 2006, 48f.).

3. Beobachtungen zu zwei ausgewählten Lokalpossen des Biedermeierautors Julius von Voß

Im Zentrum der folgenden Ausführungen steht die Verwendung sprachlicher Varietäten in zwei Lokalpossen[5] des als ‚Altmärker'[6] bezeichneten Schriftstellers Julius von Voß. Es erscheint sinnvoll, diesen heute nahezu unbekannten Autor, der nicht mit dem etwa zeitgleich lebenden Mecklenburger Johann Heinrich Voß, dem Verfasser ländlicher Idyllen in niederdeutscher Sprache und Homer-Übersetzer, zu verwechseln ist, in aller Kürze vorzustellen. Julius von Voß, mit über 200 Werken, dazu Streitschriften, Einlassungen und Ähnlichem mehr ein ausgesprochener Vielschreiber und Verfasser von ‚Eintagsliteratur' (GAJEK 1975), lebte von 1768 bis 1832. In der Literaturgeschichtsschreibung gilt er als „rationalistische(r) Aufklärer" (so etwa Karl HOLL in seiner ‚Geschichte des deutschen Lustspiels'), der das lokale Volksstück mit Gesang begründet und als Erster den Berliner Dialekt auf die Bühne gebracht hat.[7] Ansonsten findet man in literaturhistorischen Überblicksdarstellungen eher wenige Anmerkungen zu diesem Autor, der – persönlich offenbar ein nicht ganz einfacher Charakter – seinen Lebensabend als weitgehend vergessener Poet im Berliner Stadtteil Voigtland außer mit seiner Arbeit vor allem mit Tabak, Fusel und Frauen verbracht zu haben scheint (vgl. HAHN 1909, 60). Die Dissertation von Johannes HAHN aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts beschreibt umfassend und detailliert Leben und Werk des Julius von Voß, so dass man sich über ihn insgesamt recht gut informieren kann. HAHN schließt seine Darstellung mit den Sätzen: „Die Zeit ging über ihn hinweg; als seine Feder erlahmte, hatte das Berliner Publikum nicht mehr viel für ihn übrig. Aber treu blieb er seinem freien Literatenleben; als ein gerader Aufklärer starb er, von Wenigen betrauert, von Keinem vermisst!" (HAHN 1910, 206)

Voß' Theaterstücke ‚Liebe auf dem Lande' sowie ‚Der Schwab in Berlin', die der sprachlichen Analyse zugrunde liegen, wurden um 1820 geschrieben und 1828 bzw. 1824 uraufgeführt. Unter zeitlichem Aspekt liegt also der Fokus auf der Darstellung einer Epoche, die ein bis zwei Generationen vor derjenigen liegt, auf die bisher anhand einiger Studien eingegangen wurde. Unter methodologischem Aspekt ist zu bedenken, dass die soziopragmatisch angelegte Analyse eines solchen Gegenstandes aus der Theaterwelt nicht einfach mit den geschilderten Zugriffen gleichgesetzt werden kann, sondern dass seine spezifischen Bedingungen reflektiert werden müssen. Um es klar zu formulieren: Ein ‚Für-bare-Münze-Nehmen' kommt bei

---

5 Vgl. etwa die Gattungsdefinition bei VON WILPERT ([4]1964, 396). Lokalposse / Lokalstück meint ein „heiter-realistisches Volksstück, das Personen, Geschehnisse und Sitten einer Gegend oder einer bestimmten Stadt meist in Mundart auf der Bühne darstellt, teils als rein komische oder parodierende Lokalposse, teils als moralisierendes Sittenstück oder sozial betontes Volksstück, selten von höherem literarischen Wert und über die Grenzen des Entstehungskreises hinauswirkend."

6 HAHN (1910, 55). Einige Partien von Hahns Dissertation liegen gedruckt vor als: HAHN (1909).

7 Vgl. HOLL (1923, 253); dazu auch COWEN (1988, 56f.). Vgl. zu Voß' Werk recht ausführlich AUST – HEIDA – HEIN (1989, 162–166).

der im Textbuch für ein Lustspiel aufgeschriebenen Figurenrede noch weniger in Frage, als dies bei der Figurenrede in Romanen u. Ä. der Fall ist. Die Vorlagen für eine Umsetzung auf der Bühne, also für mündlich agierende Schauspieler, haben ja einen besonders eigenartigen Status: Sie bieten mit ihrer Schriftlichkeit unter Fehlen z. B. der genauen Klangbeschreibung des Dialekts, der gesprochen werden soll, schwer zu realisierende Vorgaben für konkretes Sprechen auf der Bühne. Sofern keine sprachbiographische Vorprägung der Schauspieler in der gewünschten Varietät vorhanden ist, wird in der oralen Präsentation notwendig eine Talmi-Sprachproduktion entstehen, die von tatsächlicher Dialektverwendung weit entfernt sein kann. Mit diesen Einschränkungen für die Aufführungspraxis im Kopf schauen wir uns im Folgenden die Textbücher der beiden Possen im Hinblick auf die Erscheinungsform der Figurenreden genauer an. Kurz ist noch zu begründen, weshalb aus der Fülle von Voß' Werken ausgerechnet diese beiden dramatischen Werke herausgegriffen worden sind. Die Entscheidung hängt nicht zuletzt mit den beiden in den Titeln erscheinenden Ortsangaben zusammen, denen anzusehen ist, dass in den jeweiligen Stücken auch unter sprachlicher Perspektive spezifische Konstellationen von Stadt und Land thematisiert sind. Im einen Fall ist der Schauplatz die nach 1800 rasant wachsende Stadt Berlin, der andere Fall bezieht sich auf einen namenlosen Ort in der Provinz, ohne genauere lokale Spezifizierung, aber sicher aus dem Vorbild der mittleren Mark Brandenburg genommen.

3.1. ‚Liebe auf dem Lande'

Die Posse ‚Liebe auf dem Lande'[8] wurde im Jahr 1828 aufgeführt und trägt den bezeichnenden Untertitel ‚in Brandenburgischer Volkssprache'. Mit dieser Kennzeichnung ist der sprachliche Aktionsraum im Wesentlichen festgelegt. Der Inhalt ist rasch erzählt:

> Nach dem Wunsch ihrer Mütter sollen der Bauernsohn Hans und Grete, die Tochter des verstorbenen Kuhhirten, heiraten. Glücklicherweise mögen sich die beiden unbedarft-schüchternen jungen Leute auf ihre Art: Als untrügliches Zeichen ihrer Zuneigung gilt, daß er ihr einmal einen Kohlkopf ins Kreuz schmiß und sie ihm darauf eines mit der Hacke versetzte. Leider aber ist Bauer Michel gegen die geplante Hochzeit, weil ihm die Tochter eines Kuhhirten für seinen Sohn nicht gut genug ist. Da erscheint der weltgewandte Hofmeister Müller und bringt die Dinge für die tumben Bauersleute ins Lot. (BRANDT-SCHWARZE – OELLERS 2000, 412)

Man kann bereits aus dieser Beschreibung erahnen, dass der Autor Voß in seinem Stück auch sprachlich für klare Verhältnisse gesorgt hat. Durchaus in der Tradition früherer Komödiendichtung (vgl. LOWACK 1905) wird das Stereotyp einer natürli-

8 *Liebe auf dem Lande* (1817). Vgl. BRANDT-SCHWARZE – OELLERS (2000, 412).

chen Verbindung von in diesem Fall märkischem Dialekt und ländlicher Unbildung bzw. Fehlbildung vor Augen geführt. Der Typus des von keinerlei höherer Kultur angekränkelten Kleinbauern, der sprachlos ist und deshalb, etwa bei der Kommunikation mit seiner Ehefrau, lieber den Knüppel sprechen lässt, ist spätestens ab dem 17. Jahrhundert ein beliebter literarischer Allgemeinplatz. Alles, was vom bäuerlichen Personal sprachlich geäußert wird, ist als Basisdialekt, als mittelbrandenburgische Grundmundart, konzipiert (vgl. SCHÖNFELD 1988, 67). Inwieweit hier die zeitgenössische Sprachgebrauchsrealität korrekt widergespiegelt oder doch eher überzeichnet wird, sei dahingestellt. Für eine hochgradige Stilisierung spricht jedenfalls die holzschnittartige Gegenübersetzung des Herrn Müller, seines Zeichens ‚Erzieher auf dem Edelhofe', wie man dem folgenden kleinen Wortwechsel entnehmen kann.

Hr. Müller. Ihr guten Leute, welch Getöse, welch ein Unfriede! Euer Thun ist nicht fein.
Anntrine. Jo, kieken Se mol, Herr Hovemeester, der Kerl schleit siene Fru gor nich na Regeln. (*Liebe auf dem Lande*, 1. Aufzug, letzter Auftritt)

Das ist nämlich Gebot auf dem Lande: Schlagen der Ehefrau durchaus, aber bitte nach Regeln! Mit dieser pauschalen Unterstellung, die dem bürgerlichen Publikum sehr wahrscheinlich eine kräftige Lachsalve wert war, bedient der Autor Voß eines der Klischees, die mit dem kleinbäuerlichen Leben verbunden werden. Die Sprache des Hofmeisters Müller[9] zeigt umgekehrt ein gestelztes Reden nach der Schrift, das in seiner Formel- und Sentenzenhaftigkeit wie eine Schiller-Parodie anmutet. Umso kurioser wirkt deshalb der Schluss der Posse. Das Aufeinandertreffen von Mundart und Hochdeutsch kulminiert nämlich darin, dass der Hofmeister zur Lösung des Sprachlosigkeitsproblems der jungen Leute, die zu keiner Liebeserklärung fähig sind, aus dem Stegreif ein Sonett in märkischer Mundart aufschreibt, das der Bauernsohn dann mühsam herunter stottert.

Hr. Müller. Das Sonnett ist fertig. Gieb Acht, ob es nicht Dein innres Herz offenbart. Lies, Du wirst es ja können, wir erfreuen uns ja einer veredelten Schulanstalt im Dörflein. Lies mein guter Hans!
Hans (kratzt den Kopf und liest mit einiger Mühe.)
Ick segg et Gu, ick weet wat ick weete,
mie gefällt keene as de dicke Grete,
[...].
Hr. Müller. Nun sprich Hans, meinst Du es nicht so?
Hans (weinend) Hei müt mie im Lieve steckt hebben, hei weet jo alles.
Grete (weint auch) Det was doch gor to herzbreckend. (*Liebe auf dem Lande*, 1. Aufzug, letzter Auftritt)

9 Hier zur Illustration eine weitere Kostprobe: *„O Dein Erröthen sagt, was die jungfräulich schüchterne Lippe verschweigt."* (*Liebe auf dem Lande*, 1. Aufzug, letzter Auftritt).

Hinzuzufügen ist noch: Die anderen Anwesenden weinen ob des glücklichen Endes ebenfalls.[10]

3.2. ‚Der Schwab in Berlin'

Bei der Posse ‚Der Schwab in Berlin',[11] geschrieben 1823, uraufgeführt 1824, handelt es sich um ein typisches Beispiel für ein Genre-Lustspiel aus dem Bürgerlichen Lachtheater (vgl. KLOTZ 2007). Zum Plot in aller Kürze: Das Ganze spielt in einem gutbürgerlichen Gasthaus in Berlin.

> Kurz bevor es zu einer unpassenden Heirat zwischen dem älteren Gastwirt Pierre Grace und dem Stubenmädchen Riekchen kommt, taucht Frau Gelbfuß aus Schwaben auf. Sie erkennt in Grace den langgesuchten Vater ihres Sohnes Gustl, verzeiht ihm und heiratet ihn. Riekchen nimmt Gustl, der ihr aus Schwaben nach Berlin nachgereist ist, die Hauswirtschafterin nimmt den Kutscher. Also ein fröhliches Heiratsfinale. Allein die Köchin wirbt umsonst um den Tafeldiener.[12]

Es passiert also eigentlich kaum etwas, abgesehen von einem Anagnorisis-Ereignis und einer Verkleidungsszene plätschert das Ganze so dahin, bisweilen gewürzt durch Sprachwitze, die – wie im folgenden Beispiel – ihren Reiz aus kommunikativen Missverständnissen zwischen den Sprechern verschiedener Sprachvarietäten beziehen:

> *Grace: Es wär mie zu dodig, weil ick keene Kinder habe. Mais il me faut une femme. Aber Eene von uns nehm ick nich wieder. Parmi la colonie francaise les femmes s'avisent toujours à gouverner les maris.*
> *Frau Trommel: Marie, hi hi hi, Marie heiß ich mit dem Taufnamen. Wie sich das trifft.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 2. Auftritt)

Wie aus diesem Exempel ersichtlich, ist die Hauptfigur, der Uhrmacher und Gastwirt Pierre Grace, der seinen Namen der Herkunft aus der französischen Kolonie Berlins verdankt, unter sprachlichem Aspekt von besonderem Interesse. Er agiert im Wesentlichen zweisprachig, d. h. außer über eine berlinische umgangssprachliche Ausdrucksweise verfügt er über das Französische. Zwei weitere Textpassagen dienen zur genaueren Illustration:

---

10 In einem vom Hoferzieher Müller vorgetragenen Vierzeiler, der die Posse sentenziös beschließt und an das Schauspielpublikum adressiert ist, spielt Voß möglicherweise auf seinen zeitgenössischen Namensvetter J. H. Voß und dessen niederdeutsche Idyllen an: *Ihr die wohl sucht zartliebliche Idyllen, | In Hütten und im dörfischen Gewande, | Anschauend die Natur mögt Ihr die Neugier stillen, | So ist die Liebe auf dem Lande.*

11 *Der Schwab in Berlin* (1823). Vgl. BRANDT-SCHWARZE – OELLERS (2000, 386).

12 Vgl. die geraffte Zusammenfassung bei BRANDT-SCHWARZE – OELLERS (2000, 386f.); hier leicht erweitert.

> *Grace: Im Grunde braucht' ick den Gasthof nich zu halten, car on y gagne peu de chose, weil nich mehr so viel Engländersch nach Berlin kommen, und so viele junge Wittwen uf die chambres garnis verpicht sind.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 2. Auftritt)

Über seine verstorbene Ehefrau gleichfalls französischen Ursprungs berichtet er:

> *So kam sie zu den Gasthof, der nich von die größten is, aber ooch nich von die schlechtsten, und det andre Haus behielt se och, ließ sechs Ladens ausbrechen, steigerte die Miethen unmenschlich, elle fut la femme la plus habile du monde.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 2. Auftritt)

Man findet in Graces Redeweise typische, dem Niederdeutschen entstammende Berolinismen, so den *s*-Plural in *Ladens*, die Dativ/Akkusativverwechslung, die fehlende Lautverschiebung in *ick*, *det*, *wat* und *et*, aber auch die einschlägigen Vokalismusphänomene wie *o* für *au* in *Koofen*, *ooch* oder *Boom*. An auffälligen Erscheinungen der Grammatik des Verbs, die z. T. für uns Heutige wie Wortalberei klingen, lässt sich zeigen, dass Voß den Spezialitäten des Berlinischen genau nachgehört oder sie aus Karl Philipp Moritz' ‚Gespräch zwischen zwei jungen Damen, die viel Lektüre besitzen' von 1781 extrahiert hat (vgl. SCHILDT – SCHMIDT 1986, 160f.).

> *Da nahm ick meine Frau, sie hatte 'n Paar Dausend Dalerkens, et des talents, des talens uniques. Wenn se sung, det klung! Na die fung noch wat anders an. Sie gung uf Auktionen, elle achetoit, elle vendoit, schaffte wat.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 2. Auftritt)

Zu den ungewöhnlichen Flexionsformen schreibt Agathe LASCH:

> „funt" fand, „bunt" band, „klung" klang u. a. m. waren im älteren Berlinischen durchaus gute Formen der allgemeinen Umgangssprache. Es sind die alten, in Anlehnung an den ursprünglichen Plural [...] entstandenen Singulare, die erst im Laufe des 19. Jhd. durch Anlehnung an die Hochsprache zurückgetreten sind. Dazu kam in „stunt, stunden" (stand) eine entsprechende Vergangenheitsbildung (anderer Herkunft). [...] Diesen Bildungen haben sich andere lautlich nahe stehende Verben angeschlossen: „gung, jung" ging, „hung" hing usw. (LASCH 1927, 289).

Auf noch ein weiteres Merkmal, das einige Male vorkommt, sei kurz hingewiesen: *Sie verkooft et hernach mit 'n Profit, der mußte man so sind* (Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 2. Auftritt*). ‚Sind' statt ‚sein', die 3. Person Plural statt des Infinitivs, auch dies ist ein Spezifikum des Berlinischen bzw. der regionalen Umgangssprache Brandenburgs.[13] In seinem sprachlichen Haushalt reproduziert Grace also, wie es den Anschein hat, die städtische Umgangssprache Berliner Mittelschicht-Bürger,

13 Vgl. LASCH (1927, 291): *Wolln Se so jut sint* [...]; dazu auch FISCHER (2006, 45).

lediglich in drei symptomatischen Fällen bedient er sich – übrigens durch entsprechende Regieanweisungen nahegelegt – einer schriftsprachenahen Ausdrucksweise. Zweimal geht es um den sprachlichen Erstkontakt zu neuen Gästen,[14] und ein drittes Mal wird über einen möglichen Ehevertrag verhandelt, wobei also ein quasi-juristischer Redeanlass gegeben ist:

> *Grace (spricht hochdeutsch): Aha, Mamsell verlangt Ehepakten. Hätt' ich doch nicht geglaubt, Mamsell wäre so klug. Freilich soll meine Wittwe zu leben haben, zu sehr kann ich aber die Hände mir auch nicht binden. Sonst fiel's dem schönen Riekchen wohl ein, sich scheiden zu lassen, oder mich ein bißchen zu Tode zu ärgern.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 11. Auftritt)

Ein Blick auf die Sprechweise der dienstbaren Geister im Hause Grace zeigt deren intentionale Benutzung der Hauptvarietät Hochdeutsch. Dieses Faktum ist unmittelbar auffällig. Andererseits passt die sprachliche Charakterisierung durchaus zum Typus des oder der sozial aufstiegsorientierten Hausangestellten, wie wir ihn aus anderen Quellen kennen. Ein Sprachbeispiel des im Gasthof angestellten Tafeldeckers Hecht, das auch in metasprachlicher Hinsicht aufschlussreich ist, illustriert den Zusammenhang. Es ist wie sämtliche Äußerungen dieser Figur objektsprachlich hochdeutsch gehalten.

> *Hecht: Mußt ihn noch ein wenig sehn, ihms abmerken. Der Alte* [gemeint ist Grace] *spricht meistens wie'n alter Philosoph, dem ich als Junge den Rock ausgeklopft habe.*
> *Gustel: Doch nit, wenn er'n anhatte?*
> *Hecht: Der sagte immer: Det Ick setzt sich.*
> *Gustel: Dasch I setzt sich, so ischts recht –*
> *Hecht: Doch wir Herrenbedienten, Tafeldecker, Stubenmädchen, Köchinnen sprechen in Berlin Hochdeutsch.*
> *Gustel: Auch im untre Stock?*
> *Hecht: Noch Eins, zuweilen auch einen französischen Brocken.* (*Der Schwab in Berlin*, 2. Aufzug, 3. Auftritt)

Dass die intendierte Hochdeutsch-Realisierung allerdings partiell berlinisch geprägt ist und gerade im Fall des Dativ/Akkusativ-Synkretismus offenbar anfällig bleibt, lässt sich beispielsweise Äußerungen des Stubenmädchens Riekchen entnehmen:

> *Grace: Wen, geht niemanden wat an.*
> *Riekchen: Mir auch nicht. Ich muß Nummer 13 und Nummer 14 ausfegen.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 7. Auftritt)

> *Riekchen: O pfui! Scheiden ließ ich mich noch gefallen, aber zu Tode ärgern, da wäre ich ja ein Höllenbrand.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 11. Auftritt)

14 Vgl. *Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 12. Auftritt und 2. Aufzug, 14. Auftritt.

An dieser Stelle des Beitrags bietet sich ein kleines Zwischenfazit an. Bezogen auf das Nebeneinander autochthoner Sprachvarietäten in Brandenburg und Berlin zum Beginn des 19. Jahrhunderts lassen sich aus der Sprachanalyse zweier ausgewählter Possen folgende Aussagen ableiten:

– Was wir aus Untersuchungen zur Ausbildung der Umgangssprache im Raum Berlin während des 19. Jahrhunderts wissen, bestätigt sich auch schon für die Zeit um 1800. Wenn man der Darstellung von Julius von Voß trauen darf, so hat das Berlinische als hochdeutschnahe Umgangssprache in der Kernstadt bereits weite Verbreitung gefunden. Die Stadtbürger haben darin offenbar eine behagliche Sprachheimat gefunden.
– Diese berlinische Umgangssprache ist dem Anschein nach auch eine Hauptvarietät der ‚französischen Preußen', also der aus der ‚Refugiés-Bewegung' des 18. Jahrhunderts stammenden Berliner französischer Herkunft. Unter dem Aspekt ‚Sprachmigration' spiegelt somit die Redeweise von Pierre Grace einen interessanten Stand der Integration in die umgebende Deutschsprachigkeit wider.
– Das Idiom des ländlichen Raumes erscheint, auch wenn bei Voß möglicherweise eine besonders bösartige Überspitzung vorliegt, dem Stadtbürger als eine Varietät, die in direkter Weise kulturelle Rückständigkeit signalisiert. Die gezeigte Verknüpfung von Dialekt und ‚Tumbheit' offenbart ein hierarchisiertes Sprachwertesystem, das einerseits bereits eine lange Tradition aufweist, andererseits Auswirkungen bis in unsere Gegenwart zeitigt.

Ein kurzes Schlaglicht soll im Folgenden noch auf das dialektologisch interessante Moment ‚Schwäbisch' in der Posse ‚Ein Schwab in Berlin' geworfen werden. Unter den Beweggründen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts Vertreter der sogenannten kulturellen Eliten dazu gebracht haben, sich etwa in Form von Idiotika intensiv mit den Mundarten zu beschäftigen, kann man auch ein Faible für das Exotische des eigenen Volkes ausmachen. Es hat nun den Anschein, als habe auch Voß aus einer solchen Motivation heraus zwei Personen, Gustel und Frau Gelbfuß, in sein Stück eingebaut. Die Präsentation einer oberdeutschen, ‚schwäbisch' genannten Mundart in einem Berliner Lokalstück hat seinerzeit zweifellos Effekt gemacht.[15] Doch was ist das für ein süddeutsches Idiom? Analysiert man das Textbuch genauer, so liegt der Schluss nahe, dass es sich hier um eine Art von Pseudo-Mundart handelt. Im Unterschied zum schwäbischen ‚real dialect' haben wir es hier gewissermaßen mit einem ‚fake dialect' zu tun, und zwar mit einem eher nachlässig konstruierten. Der Nicht-Schwabe Voß schreibt eine Redeweise vor, die zwar durch einige typische Mundartmerkmale des Schwäbischen gekennzeichnet ist, bei vorlagengetreuer Realisation indes einen Schwaben hochgradig seltsam anmuten würde. Nicht im Sinne von Beckmesserei, wohl aber zur Vorbereitung einer erklärenden These werden hier einige lautliche bzw. morphologische Ungereimtheiten aufgeführt und diskutiert. So gibt es im Sprechen von Gustel und Frau Gelbfuß zwar zumeist süddeutsche Apo-

15 Das Stück wurde nach seiner Uraufführung 1824 insgesamt 34 Mal in Berlin und Breslau gespielt. Vgl. BRANDT-SCHWARZE – OELLERS (2000, 387).

kopierungen (*möchte* ohne *e*, *verwette* ohne *e* u. a.), bei den Synkopen gibt es aber ein unklares Nebeneinander:

> *Gustel: Sie hat mich doch so verliebt angeschaut, wie 'n Hasen, den's schpeise möcht.* (*Der Schwab in Berlin*, 2. Aufzug, 2. Auftritt) (Synkope des *e* in *angschaut* fehlt.)

Ein weiteres Versehen findet sich in der Flexionsmorphologie, indem zwar der gesenkte *e*-Laut des folgenden Beispiels im ersten *nähme* dialektgerecht ist, aber die typische Variante des Einheitsplurals *nähmet* nicht erscheint.

> *Gustel: I kenn die Mädeln. Eh s n Mann mit m graue Kopf nähme, nehmen s zwei mit schwarze.* (*Der Schwab in Berlin*, 2. Aufzug, 3. Auftritt)

Auch in der Frage der vom Verbtypus abhängigen Präfigierung des Partizips Präteritum ist sich Voß offenbar zuweilen nicht sicher, wie es im Schwäbischen heißt:

> *Gustel: I bin Dir nachgekomme.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 11. Auftritt) (Bei *kommen* muss in der Grundmundart das Perfekt-Präfix fehlen.)

Am Phänomen der *s*-Palatalisierung, einem Hauptschibboleth der Schwaben, Alemannen und Badener, lässt sich das von Voß erzeugte Sprachgemisch am eindrücklichsten demonstrieren.

> *Gustel: [...] Und dann will i schaun, dass i meinen Vater find. Hat er Geld, werd i spreche: Herr Vater, bisch zu meine vierundzwanzigste Jahr hab i Ihnen nit 'n Batzen kost', so wohlgerathne Söhn habe wohl nit viel Väter. Wolle Sie aber nun, so beutle Sie als so viel rausch, dasch i'n Kaffeehausch anlege kann.* (*Der Schwab in Berlin*, 1. Aufzug, 13. Auftritt)

In den meisten Redepassagen der schwäbischen Sprecher/innen gibt der Autor, anders als bei den hier vorliegenden Formen *kost'* und *vierundzwanzigste*, eine dialektgerechte Form mit *sch*-Laut vor den Folgekonsonanten *p* und *t* sowohl im An- und Inlaut als auch u. U. im Auslaut vor.[16] Er übergeneralisiert freilich dieses Merkmal der *s*-Palatalisierung und benutzt es auch überall dort, wo vom Lautkontext her kein Anlass dazu besteht (*dasch* für *das*; *Kaffeehausch* statt *Kaffeehaus*; *lasche* für *lassen*; *Elsasch* für *Elsaß* u. Ä.). Über die Wortgrenzen hinweg betrachtet, gibt es zwar durch den Satzsandhi einige sprachliche ‚Treffer', weil die nächstfolgenden Lexeme bisweilen mit labialen oder dentalen Lauten beginnen, weit überwiegend wird jedoch im Sinne von dialektaler Hyperkorrektion über das Ziel hinausgeschossen. Die Übertreibung eines salienten lautlichen Spezifikums mag von Voß durchaus mit einer komischen Intention vorgenommen worden sein, in der schwäbischen Mundart hat die hier vorgeschriebene und praktizierte ‚ungehemmte *s*-Palatalisierung' jedenfalls keine Grundlage.

16 Vgl. KNOOP (1997, 18); dazu ausführlicher SCHIRMUNSKI (1962, 361ff.).

4. Fazit

Was lässt sich aus den geschilderten Befunden schlussfolgern? Wie kann man die insgesamt recht präzise Wiedergabe der brandenburgischen und berlinischen Sprachvarietäten auf der einen Seite und die doch eher ungenaue und defiziente Repräsentation der süddeutschen Mundart auf der anderen Seite erklären? Zunächst ist hier wohl die mangelnde authentische Sprachkompetenz im Schwäbischen zu erwähnen, die dazu geführt hat, dass der Brandenburger Julius von Voß bisweilen merkwürdige Dialektformen verwendet. Darüber hinaus spielen jedoch auch noch andere, funktionale Aspekte eine wichtige Rolle, insofern die sprachliche Vorgabe landeigener und landfremder Idiome durchaus verschiedenen Erfordernissen zu genügen hatte. Im Hinblick auf das Berliner Theaterpublikum, das mit dem Varietätenspektrum in der märkischen Region mehr oder weniger gut vertraut war, bestand einerseits die Notwendigkeit, das Sprechen auf der Bühne möglichst regional- bzw. lokalauthentisch erscheinen zu lassen. Die Modellierung einer autochthonen Redeweise musste schon im Interesse der theatralischen Wahrscheinlichkeit relativ realitätsnah erfolgen, was dem Autor aufgrund seiner Herkunft und Spracherfahrung offenbar auch problemlos gelungen ist. Anders liegt der Fall jedoch m. E. bei der Präsentation des fremden Regionalidioms in ‚Der Schwab in Berlin'. Hinsichtlich der Erwartungen des ‚bürgerlichen Lachpublikums' ging es dabei weniger um die Demonstration regionalsprachlicher Authentizität als vielmehr um die Präsentation des Exotischen. Von Berlin aus betrachtet hätte das Schwäbische ebenso gut Bairisch oder Hessisch sein können, und die schwäbische Gelbfüßlerin Frau Gelbfuß könnte beispielsweise auch Frau Hesselbach heißen. Die Verwendung heterochthoner Idiome in der Posse wie übrigens auch im Lustspiel und im Schwank des 19. Jahrhunderts verfolgt – so die These – nicht den Zweck einer originalgetreuen Vergegenwärtigung deutschländisch-fremder Sprachkultur. Im Vordergrund steht vielmehr die auf Anhieb irritierende, dabei aber auch Amüsement bewirkende Vorführung (im doppelten Wortsinn!) des Exotisch-Fremden in puncto Regionalsprache. Wie sich aus den Aufführungszahlen des ‚Schwab in Berlin' ablesen lässt,[17] hat bereits das Theaterpublikum des Biedermeiers an Mundart auf der Bühne seinen Spaß gehabt. Gerade das schwäbische Radebrechen von Gustel und Frau Gelbfuß hat dazu vermutlich nicht unwesentlich beigetragen.

5. Literatur

VON VOß, Julius (1817): *Liebe auf dem Lande. Posse in einem Aufzug, in Brandenburgischer Volkssprache.* In: Ders.: *Neue dramatische Schwänke* (6). Berlin, S. 327–348.

17 Vgl. Anm. 15.

VON VOß, Julius (1823): *Der Schwab in Berlin, Posse in zwei Aufzügen*, in: Neuere Lustspiele, Bd. I (5). Berlin, S. 241–311.

AUST, Hugo – HEIDA, Peter – HEIN, Jürgen (Hgg.) (1989): *Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart.* München.

BESCH, Werner (1983): *Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen.* In: BESCH, Werner u. a. (Hgg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung.* Bd. 2. Berlin New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2), S. 961–990.

BRANDT-SCHWARZE, Ulrike – OELLERS, Norbert (2000): *Die Dramen der Fürstlichen Bibliothek Corvey. 1805–1832.* München (Corvey-Studien, 6).

COWEN, Roy C. (1988): *Das deutsche Drama im 19. Jahrhundert*. Stuttgart.

ELSPAß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert.* Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 263).

FISCHER, Christian (2006): *Sprachausgleich und Überschichtung. Zur Entstehung der brandenburgischen Umgangssprache im 19. Jahrhundert*. In: VOESTE, Anja – Gessinger, Joachim (Hgg.): *Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie*. Osnabrück (OBST, 71), S. 33–51.

GAJEK, Bernhard (1975): *Die Eintagsliteratur in der Goethezeit – Proben aus den Werken von Julius von Voß.* Frankfurt am Main.

HAHN, Johannes (1909): *Julius von Voß*. Teil I und II, Abschnitt 1. Berlin.

HAHN, Johannes (1910): *Julius von Voß*. Berlin (Palaestra, XCIV – Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie).

HOLL, Karl (1923): *Geschichte des deutschen Lustspiels.* Leipzig.

KLOTZ, Volker (2007): *Bürgerliches Lachtheater. Komödie, Posse, Schwank, Operette.* Heidelberg.

KNOOP, Ulrich (1997): Wörterbuch deutscher Dialekte. Gütersloh.

KREMER, Ludger (1988): *„mit deinem entsetzlichen Platt!" Sprachsoziologische Beobachtungen bei Augustin Wibbelt*. In: *Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch* 4, S. 44–54.

LASCH, Agathe (1927): *„Berlinisch". Eine berlinische Sprachgeschichte.* Berlin.

LOWACK, Alfred (1905): *Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas und der deutschen Dialektdichtung.* Leipzig.

MACHA, Jürgen (2000): *Sprachgebrauch im Rheinland des späten 19. Jahrhunderts. Beobachtungen zur Figurenrede bei Clara Viebig*. In: HIRSCHFELDER, Gunther – SCHELL, Dorothea – SCHRUTTKA-RECHTENSTAMM, Adelheid (Hgg.): *Kulturen – Sprachen – Übergänge. Festschrift für H. L. Cox.* Köln u. a.; S. 189–205.

MACHA, Jürgen (2001): *Figurenrede in erzählender Literatur: Eine Erkenntnisquelle für die Sprachgeschichte?* In: PETERS, Robert – PÜTZ, Horst P. – WEBER,

Ulrich (Hgg.): *Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag.* Heidelberg (Germanistische Bibliothek, 11), S. 473–485.

MACHA, Jürgen (2004): *„... und nu geh mal sitzen...“ Zur Redemodellierung in Clara Ratzkas Münster-Roman ‚Familie Brake‘.* In: DAMME, Robert – NAGEL, Norbert (Hgg.): *Westfeles unde sassesch. Festgabe für Robert Peters zum 60. Geburtstag.* Bielefeld, S. 373–383.

SCHILDT, Joachim – SCHMIDT, Hartmut (1986): *Berlinisch – Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt.* Berlin.

SCHIRMUNSKI, Viktor M. (1962): *Deutsche Mundartkunde.* Berlin.

SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*, Stuttgart u. a.

SCHÖNFELD, Helmut (1988): *Regional und sozial bedingte Differenzierung im Berlinischen und ihre Wandlungen*. In: SCHMIDT, H. (Hg.): *Berlinisch in Geschichte und Gegenwart. Stadtsprache und Stadtgeschichte*. Berlin (Linguistische Studien, 174), S. 65–74.

VON WILPERT, Gero (^{4}1964): *Sachwörterbuch der Literatur.* Stuttgart.